

MARINA PETKOVA

# **Multiples Code-Switching: ein Sprachkontaktphänomen am Beispiel der Deutschschweiz**

Die Fernsehberichterstattung zur »Euro 08«  
und andere Vorkommenskontexte  
aus interaktionsanalytischer Perspektive

ORALINGUA 14



INSTITUT FÜR  
DEUTSCHE SPRACHE

Universitätsverlag  
WINTER  
Heidelberg



# ORALINGUA

Herausgegeben  
im Auftrag des Instituts für Deutsche Sprache (IDS)  
Mannheim

von  
Arnulf Deppermann  
und  
Alexandra N. Lenz

Band 14

REDAKTION

Melanie Steinle





MARINA PETKOVA

# Multiples Code-Switching: ein Sprachkontaktphänomen am Beispiel der Deutschschweiz

Die Fernsehberichterstattung zur »Euro 08«  
und andere Vorkommenskontexte  
aus interaktionsanalytischer Perspektive

Universitätsverlag  
WINTER  
Heidelberg

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie;  
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet  
über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



UNIVERSITÉ DE FRIBOURG  
UNIVERSITÄT FREIBURG

Dissertation zur Erlangung der Doktorwürde  
an der Philosophischen Fakultät der Universität Freiburg in der Schweiz.

Genehmigt von der Philosophischen Fakultät  
auf Antrag der Professoren Helen Christen und Peter Auer.  
Freiburg, den 17. Mai 2013. Professor Marc-Henry Soulet, Dekan.

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung der Universität Freiburg i. Ü.

UMSCHLAGBILD  
Andreas Gerber

ISBN 978-3-8253-6528-8

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.  
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes  
ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere  
für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung  
und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

© 2016 Universitätsverlag Winter GmbH Heidelberg  
Imprimé en Allemagne · Printed in Germany  
Druck: Memminger MedienCentrum, 87700 Memmingen  
Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem  
und alterungsbeständigem Papier.

Den Verlag erreichen Sie im Internet unter:  
[www.winter-verlag.de](http://www.winter-verlag.de)

# Inhalt

Vorwort .....	IX
Einleitung .....	1
I Theoretischer Hintergrund und Eckdaten der Untersuchung	
<b>1 Die Sprachsituation in der deutschsprachigen Schweiz .....</b>	<b>9</b>
<b>2 Zur Unterscheidung von Dialekt und Standardsprache im Deutschschweizer Kontext .....</b>	<b>15</b>
2.1 Zur Problematik der Unterscheidung von Dialekt und Standardsprache .....	15
2.2 Die beiden wichtigsten lexikografischen Kodizes und ihre Eignung als Referenz für diese Untersuchung .....	20
2.2.1 Der Duden „Die deutsche Rechtschreibung“ .....	20
2.2.2 Das „Variantenwörterbuch des Deutschen“ .....	22
2.2.3 Die Eignung des Duden „Die deutsche Rechtschreibung“ und des VWB für die Zwecke dieser Untersuchung .....	27
2.3 Dialekt und Standardsprache – Trennlinie oder Grauzone? .....	28
2.4 Merkmale der standardsprachlichen und der dialektalen Varianten ..	32
2.5 Beurteilungstest zur Unterscheidung von Dialekt und Standardsprache .....	34
2.6 Schlussfolgerungen für die Herangehensweise in dieser Untersuchung	42
<b>3 Sprachkontaktforschung .....</b>	<b>45</b>
3.1 Überblick über die verschiedenen theoretischen Ansätze .....	45
3.2 Entlehnung .....	47
3.3 Code-Switching .....	48
3.3.1 Strukturelle Zugänge .....	48
3.3.2 Soziopragmatische Zugänge .....	50
3.4 Code-Mixing .....	56
3.5 Hybride Formen .....	62
3.6 Mixed languages/fused lects .....	63
3.7 Die Übergangszonen zwischen den Sprachkontaktphänomenen .....	64

3.8 Psycholinguistische Zugänge .....	66
3.9 Der theoretische Rahmen dieser Untersuchung .....	67
3.9.1 Strukturelle Ausrichtung .....	68
3.9.2 Soziopragmatische Ausrichtung .....	70
3.9.3 Der „Kreislauf der Kontaktphänomene“ .....	70
3.10 Einführung neuer theoretischer Konzepte .....	73
3.10.1 Multiples CS – vorläufige Beschreibung .....	73
3.10.2 Interaction related CS vs. expression related CS .....	75
<b>4 CS im Deutschschweizer Kontext: Vorgehensweise und Ergebnisse früherer Untersuchungen</b> .....	77
4.1 Überblick .....	77
4.2 Die Problematik der Typologisierung .....	79
4.3 Resultate aus früheren Studien .....	80
<b>5 Stil</b> .....	85
<b>6 Liminalität: das Liminale und das Liminoide</b> .....	91
<b>7 Eckdaten der Untersuchung: Korpus und Methode</b> .....	95
7.1 Das Korpus .....	95
7.2 Methodisches Vorgehen .....	97

## II Empirische Untersuchung

<b>8 Teilkorpus „Euro 08“</b> .....	103
8.1 Das Datenmaterial .....	103
8.1.1 Die Fussballeuropameisterschaft und die Berichterstattung des Schweizer Fernsehens .....	103
8.1.2 Überblick über das Korpus .....	104
8.1.3 Das Verhältnis von Fussball und Gesellschaft .....	106
8.1.4 Besonderheiten der Studiosendungen zur „Euro 08“ .....	113
8.1.5 Die Teilnehmer und ihr Sprachrepertoire .....	113
8.1.6 Teilnehmerkonstellation und Sprachwahl .....	122
8.1.7 Der kommunikative Modus der Studiosendungen .....	128
8.2 Auswertung und Analyse .....	130
8.2.1 Die Sprachwahl des Moderators: allgemeiner Überblick .....	130
8.2.2 Die kommunikative Funktionalität des CS .....	135
8.2.3 Die Studiosgespräche und der <i>language mode</i> .....	233
8.2.4 Das Sprachkontaktphänomen als Stilmittel .....	234

<b>9 Erste Bilanz</b> .....	237
<b>10 Teilkorpora „Polizeinotruf“ und „Sanitätsnotruf“</b> .....	241
10.1 Teilkorpus „Polizeinotruf“ .....	241
10.1.1 Besonderheiten der Polizeinotrufgespräche .....	241
10.1.2 Auswertung und Analyse .....	244
10.2 Kleiner Exkurs 1: Die Form <i>ischt</i> im Gesamtkorpus „117“ .....	281
10.3 Kleiner Exkurs 2: Die Form <i>aso</i> als stilistische Variante, die beiden Varietäten angehört .....	283
10.4 Teilkorpus „Sanitätsnotruf“ .....	285
<b>11 Zweite Bilanz</b> .....	299
<b>12 Die Fernsehsendung „Indianer und Kavallerie – Wir und die Deutschen“</b> .....	301
<b>13 Abschliessende Beobachtungen</b> .....	313
III Die soziokulturelle Ausrichtung des in dieser Studie behandelten Phänomens: Zum Umgang mit kultureller Hybridität .....	319
IV Schlusswort: Das Verhältnis zwischen dem untersuchten Phänomen und der Deutschschweizer Diglossie .....	329
Literatur .....	331



# Vorwort

Bei der vorliegenden Arbeit handelt es sich um eine etwas gekürzte Fassung meiner Dissertation, die im Sommer 2013 von der Philosophischen Fakultät der Universität Freiburg i. Ü. als Promotionsschrift angenommen wurde.

Die Arbeit entstand dank der Unterstützung des Schweizerischen Nationalfonds im Rahmen des Forschungsprojekts „Die Hochdeutschen in der Schweiz“, das von Juni 2008 bis Juni 2010 unter der Leitung von Prof. Helen Christen an der Universität Freiburg i. Ü. lief.

Mein besonderer Dank gilt Prof. Helen Christen. Noch während des Studiums durfte ich im Rahmen eines ersten von ihr geleiteten Forschungsprojekts in die Welt der Linguistik eintauchen. Ihre Förderung und Unterstützung haben mich seitdem begleitet und es mir nicht zuletzt überhaupt ermöglicht, die vorliegende Arbeit in Angriff zu nehmen. Während der verschiedenen Arbeitsphasen hatte sie für meine Fragen und Probleme stets ein offenes Ohr, hat mir zugleich aber auch Freiraum und Vertrauen geschenkt. All dies habe ich sehr geschätzt. Meinen Kolleginnen an der Universität Freiburg i. Ü. Manuela Guntern, Mirjeta Reçi, Pascale Schaller und Alexandra Schiesser danke ich für die freundschaftliche und entspannte Atmosphäre am Institut und für die gegenseitige Unterstützung. Alexandra Schiesser hat mich überdies in den letzten Phasen der Arbeit begleitet und stand an meiner Seite, als mich die obligaten Zweifel vor und nach der Abgabe plagten, sodass ich diesen Weg nicht alleine gehen musste. Dr. Ingrid Hove verdanke ich vieles, was ich an handwerklichem Können gelernt habe. Prof. Regula Schmidlins kompetente Kommentare bei Kolloquien und in Gesprächen waren immer eine Bereicherung. Prof. Raphael Berthele und Prof. Walter Haas haben mit ihren Lehrveranstaltungen viel dazu beigetragen, dass die Linguistik ins Zentrum meines Interesses und meines Studiums gerückt ist. Herrn Prof. Peter Auer danke ich für die erhellenden und inspirierenden Gespräche während der Entstehung der Dissertation, für die Bereitschaft, das Zweitgutachten zu übernehmen und für das hilfreiche Feedback. Herrn Prof. Arnulf Deppermann, Herrn Prof. Stephan Habscheid und Frau Prof. Alexandra N. Lenz danke ich für die Aufnahme dieses Buches in die Reihe OraLingua, Frau Melanie Steinle vom IDS für das aufmerksame und gründliche Lektorat und für die grosse Unterstützung bei der Vorbereitung der Publikation. Dem Hochschulrat der Universität Freiburg i. Ü. sei für den finanziellen Beitrag zu den Publikationskosten gedankt.

Und natürlich braucht es in einer so intensiven Zeit Menschen, die einen liebevoll begleiten und den Alltag zum Alltag machen. Es ist schön, dass es sie gibt. Mein Vater konnte das Erscheinen dieses Buches nicht mehr miterleben, es sei ihm gewidmet. Er hat mir vieles beigebracht, darunter etwas besonders Wichtiges: Können zu wollen.



# Einleitung

Die letzten Jahrzehnte haben grosse gesellschaftliche Veränderungen mit sich gebracht. Globalisierung, Migration und eine Fülle technischer Innovationen führen zum Aufkommen neuer gesellschaftlicher Konstellationen und neuer Kommunikationsformen. Dies erfordert Lern- und Anpassungsfähigkeit, Umwelt und Arbeitswelt verändern sich grundlegend. Die negativen Folgen und die Verunsicherung, die daraus resultieren, beschreibt ausführlich Sennett (2006) in seinem vielbeachteten Buch „Der flexible Mensch“. „Von den Arbeitnehmern wird verlangt, sich flexibler zu verhalten, offen für kurzfristige Veränderungen zu sein, ständig Risiken einzugehen und weniger abhängig von Regeln und förmlichen Prozeduren zu werden“, schreibt er und fügt hinzu: „Niemand ist sich sicher, wie man mit dieser Flexibilität umgehen soll, welche Risiken vertretbar sind, welchem Pfad man folgen soll“ (ebd., S. 10f.). Der „flexible Mensch“ ist jedoch eine Erscheinung, der man nicht nur kritisch gegenüber stehen muss. Wenn Sennett den Verlust von Charaktereigenschaften wie berufliche Loyalitätsfähigkeit und Beständigkeit beklagt, so entsteht dadurch ein Bild, das stärker auf die Schattenseiten als auf die positiven Aspekte der Entwicklungen fokussiert. Denn gerade in solchen Zeiten offenbart sich immer wieder, wie Menschen neue Herausforderungen bewältigen und wieviel Wandlungsfähigkeit und Kreativität sie dabei beweisen. Dies betrifft nicht zuletzt auch ihr sprachliches Repertoire, das modifiziert und erweitert wird.

Das Sprachkontaktphänomen, mit dem sich diese Untersuchung beschäftigt, kann als eine solche Erweiterung im Sprachrepertoire interpretiert werden. Es tritt im Kontext einer sehr spezifischen sprachlichen Situation auf, wie sie in der deutschsprachigen Schweiz vorliegt. Diese ist bekannt unter dem Begriff *Diglossie* (Ferguson 1959) und besteht darin, dass zwei strukturell verwandte Varietäten (Dialekt und Standardsprache) im sprachlichen Alltag der Sprachgemeinschaft nebeneinander existieren, wobei je nach Kontext und kommunikativer Ausrichtung entweder die eine oder die andere Varietät eingesetzt wird. Als charakteristisches Merkmal der sprachlichen Deutschschweiz (wie auch jeder diglossischen Sprachsituation) wird der getrennte Einsatz der Varietäten herausgestrichen. Ihre Verteilung erfolgt nach funktionalen Kriterien und nach dem „Entweder-oder“-Prinzip. Das hier behandelte Phänomen passt in dieses Bild gerade nicht. Denn es zeichnet sich dadurch aus, dass zwischen den Varietäten immer wieder hin und her gewechselt wird und dies im gleichen Kontext, innerhalb der gleichen kommunikativen Episode. Derartige Erscheinungen sind im Deutschschweizer Sprachleben ungewöhnlich. Sie haben zudem bislang nicht im Blickpunkt der Forschung gestanden. Das Ziel dieser Arbeit war demnach, das Vorkommen eines solchen Phänomens erstmalig zu belegen und sich ihm theoretisch zu nähern.

Den Ausgangspunkt der Untersuchung bildeten Beobachtungen im Rahmen des NFP-Forschungsprojekts „Gesprochene Standardsprache im Deutschschwei-

zer Alltag“, das von 2005 bis 2008 an der Universität Freiburg (CH) lief und an dem die Autorin mitgearbeitet hat. Das Datenmaterial des Projekts enthielt einige Gespräche, in denen ein häufiges, für den Deutschschweizer Sprachgebrauch ungewohntes Hin und Her zwischen Dialekt und Standardsprache vorkommt. Das Phänomen, das hier als multiples Code-Switching begrifflich gefasst und beschrieben wird, hat das Interesse auf sich gezogen und Fragen aufkommen lassen wie: Wie hängt das Vorkommen dieses Phänomens mit dem diglossischen Kontext zusammen und wie kann es in diesem eingeordnet werden? Wie kann das Phänomen theoretisch gefasst werden? Insofern, als sich die Untersuchung mit einer ungewohnten und seltenen sprachlichen Erscheinung beschäftigt, war die Suche nach Datenmaterial nicht einfach. Entstanden ist ein heterogenes Korpus, seine Teilkorpora unterscheiden sich voneinander nicht nur bezüglich ihres Umfangs, sie repräsentieren auch unterschiedliche kommunikative Kontexte, Teilnehmerkonstellationen etc. Ihre Bearbeitung stellte eine Herausforderung dar, denn für jedes Teilkorpus musste eine geeignete Herangehensweise gefunden werden. Auch die Darstellung der Resultate bleibt von diesen Schwierigkeiten nicht unberührt. Die Beschreibung eines jeden der Teilkorpora nimmt immer wieder Raum ein. Es handelt sich jedoch um unerlässliche Informationen, die nicht ausgeblendet werden dürfen. Doch nicht nur Methodik und Darstellung stellten die Untersuchung vor schwierige Fragen. Die Heterogenität des Datenmaterials machte es nicht einfach, die verbindenden Linien zwischen den verschiedenen Kontexten zu finden.

Allen Teilkorpora dieser Untersuchung ist gemeinsam, dass das untersuchte Phänomen in Kontexten auftritt, in denen Fragen der Zugehörigkeit zur Deutschschweizer In-Group relevant sind. Diese äussern sich als ein Spannungsfeld ‚personelle Zugehörigkeit vs. sprachliche Nicht-Zugehörigkeit‘. Das Phänomen wird von autochthonen Sprechern produziert, die in Kontakt mit Allochthonen kommen, wobei letztere eine standardnahe Varietät sprechen (im Sinne einer sprachlichen Nicht-Zugehörigkeit, denn die Varietät der autochthonen In-Group ist der Dialekt). Gleichzeitig teilen die beiden Gesprächspartner aber personell eine gewisse Gruppenzugehörigkeit. In diesem Spannungsfeld würde die Wahl nur einer der beiden Varietäten entweder der einen oder der anderen Dimension zu viel Gewicht verleihen. Die autochthonen Sprecher treffen daher keine eindeutige Entscheidung, sondern setzen multiples Code-Switching ein. Sie beziehen beide Varietäten mit ein, sodass ein (nicht nur sprachlicher) Zwischenraum entsteht, in dem ihnen der allochthone Partner auf gleicher Ebene begegnen kann. Das Phänomen steht somit in Zusammenhang mit der Dimension der kulturellen Hybridität, die in Zeiten der Globalisierung immer grösseres Gewicht erhält und von den Menschen jene „Flexibilität“ verlangt, von der bereits die Rede war. Sie können als „Ausdrucksformen des Umgangs mit kultureller Hybridität“ begriffen werden. Eine entsprechende Modellierung, mit deren Hilfe das untersuchte Phänomen in Verhältnis dazu gesetzt wird, findet sich am Schluss dieser Arbeit. Gleichzeitig ist das Phänomen Bestandteil eines Sprachstils und muss als Teil des vielfältigen stilistischen Repertoires der sprachlichen Deutschschweiz betrachtet werden. Derartige Stile werden aus den gewohnten Beständen des sprachlichen Alltags zusammengesetzt, aus den diglossischen Varietäten Dialekt und Standardsprache, die aber auf ungewohnte Weise miteinander kombiniert werden.

Dadurch entfaltet sich die kommunikative Kraft solcher Stile, die auf die besonderen Kontexte, in denen sie auftreten, zugeschnitten ist. Und zuletzt ist festzustellen, dass ein Teil der Korpusdaten aus Kontexten stammen, die eine liminale Dimension aufweisen. Es handelt sich also um ganz spezifische Kontexte, in denen das Spiel mit Normen nicht nur erlaubt, sondern häufig auch erwünscht ist.

Die theoretische Einordnung des Phänomens erfolgt innerhalb des theoretischen Hintergrundes der Sprachkontaktforschung. Hier wurde der soziopragmatische Zugang gewählt, mit dessen Hilfe die Sprachkontakterscheinungen nicht nur bezüglich ihrer strukturellen Ausprägung, sondern auch im Hinblick auf ihre kommunikative Ausrichtung betrachtet werden. Auch hier wurde eine theoretische Modellierung (als Weiterführung eines bestehenden theoretischen Modells) vorgenommen, um das multiple Code-Switching genauer einordnen zu können. Denn seiner Struktur nach handelt es sich dabei um ein Randphänomen, das auf den Grenzlinien zwischen den bisher im Zentrum des Forschungsinteresses stehenden, prototypischen Sprachkontakterscheinungen steht. Innerhalb eines Modells, das die Vielfalt des Sprachkontakts in ihrer Spannbreite als einen „Kreislauf der Kontaktphänomene“ erfasst, kann das Phänomen exakter positioniert werden. Beim multiplen Code-Switching handelt es sich demnach um ein besonders frequentes, multifunktionales Code-Switching, das sich an der Grenze zwischen Code-Switching und Code-Mixing befindet. Insofern, als das Phänomen bislang die Forschung wenig beschäftigt hat, war es auch notwendig, einen Terminus vorzuschlagen, um es zu benennen. Dieser versucht, seine wichtigsten Charakteristika wiederzugeben.

Der Aufbau der Arbeit gestaltet sich folgendermassen. In einem ersten Teil wird der theoretische Hintergrund beleuchtet. Im Kapitel 1 wird die Sprachsituation der deutschsprachigen Schweiz beschrieben, wobei der Fokus auf denjenigen Aspekten liegt, die das Besondere, das Auffällige im Vorkommen des behandelten Phänomens betreffen. Kapitel 2 widmet sich der Frage, wie mit den Grauzonen zwischen den beiden strukturell verwandten und zudem in ständigem Austausch miteinander stehenden Varietäten Dialekt und Standard umgegangen werden soll. Auf der Basis der theoretischen Diskussion und der Ergebnisse eines im Rahmen der vorliegenden Untersuchung durchgeführten Beurteilungstests werden in Kapitel 2.6 die wichtigsten Prämissen für die strukturelle Analyse des Datenmaterials formuliert. Es werden die Prinzipien ausgewiesen, nach denen die Zuweisung von Elementen zur einen oder zur anderen Varietät vorgenommen wird, verschiedene Kategorien definiert, aber auch die Grenzen der Zuweisbarkeit aufgezeigt. Kapitel 3 enthält einen Überblick über die theoretischen Ansätze in der Sprachkontaktforschung. Die Wahl der geeigneten Herangehensweise wird diskutiert und der theoretische Rahmen der Untersuchung skizziert. Dabei wird in Kapitel 3.9 die Auswahl der in dieser Arbeit eingesetzten theoretischen Kategorien begründet und das Modell des „Kreislaufs der Kontaktphänomene“ eingeführt als Basis für die Bestimmung nicht nur des untersuchten Phänomens, sondern einiger weiterer Formen, die im Verlauf der Datenanalyse Fragen aufwerfen. Um das untersuchte Sprachkontaktphänomen einordnen zu können, werden in Kapitel 3.10 einige neue theoretische Konzepte eingeführt. Einerseits handelt es sich um die Beschreibung des Phänomens in Kapitel 3.10.1. Sie soll gewährleisten, dass seine Charakteristika bereits vor der Darstellung der

Ergebnisse bekannt sind und somit von Beginn an mitverfolgt werden können. Andererseits schlägt Kapitel 3.10.2 eine Unterscheidung zwischen zwei Untertypen von Code-Switching innerhalb der Kategorie des diskursinduzierten Code-Switching vor: dem *interaction related* und dem *expression related* Code-Switching. Eine solche Unterscheidung kann im Allgemeinen gewinnbringend sein, sie verhilft aber insbesondere dazu, die für den Deutschschweizer Kontext ungewohnte Ausprägung des untersuchten Phänomens besser fassen zu können. Kapitel 4 stellt die wichtigsten Studien zu Sprachkontakt zwischen Dialekt und Standard in der Deutschschweiz vor. Ihre Ergebnisse können als Vergleichsfolie für die Einordnung des hier untersuchten Phänomens dienen. Kapitel 5 beschreibt das theoretische Konzept Stil mit seinen wichtigsten Diskussionen. Kapitel 6 beschäftigt sich mit dem Konzept der Liminalität, das aus der Anthropologie stammt und in die Sozialwissenschaften eingegangen ist. Die beiden Konzepte bieten weiteres Erklärungspotenzial für die kommunikative Ausrichtung und das Vorkommen des untersuchten Phänomens. Kapitel 7 fasst die Eckdaten der Untersuchung zusammen. Nach einem Überblick über das Korpus (Kap. 7.1) wird das methodische Vorgehen erläutert (Kap. 7.2). Die Methode der Interaktionsanalyse wird umrissen und das Transkriptionsvorgehen beschrieben. Im Teil II der Arbeit werden die Ergebnisse präsentiert, wobei die einzelnen Teilkorpora nacheinander ins Blickfeld rücken. Kapitel 8 beschäftigt sich mit dem grössten Teilkorpus bestehend aus den Studiosgesprächen zur Fernsehübertragung der Fussballeuropameisterschaft „Euro 08“. Zunächst wird das Datenmaterial vorgestellt, der mediale Kontext und die gesellschaftliche Bedeutung des fussballerischen Grossereignisses als wichtige Merkmale des Hintergrunds beschrieben und die Teilnehmerkonstellation im Detail erläutert (Kap. 8.1). Anhand der verschiedenen Sprecher- und Hörerrollen, die von Goffman (1979) definiert wurden, können die Teilnehmer der sehr komplexen Teilnehmerkonstellation der Studiosendungen in Verhältnis zueinander eingeordnet werden. Vor diesem Hintergrund kann die Sprachwahl des Moderators mit den autochthonen und den allochthonen Teilnehmern erfasst werden. Diese steht in Kapitel 8.2 im Blickpunkt. Die Analyse des Datenmaterials ermöglicht hier einen umfassenden Überblick über die verschiedenen Typen kommunikativer Funktionalität beim Einsatz von Code-Switching. Zunächst werden zwei Typen von Code-Switching mit globaler kommunikativer Ausrichtung vorgestellt, die der Spezifik des Kontextes entsprechen und zur Ausgestaltung des untersuchten Phänomens beitragen. Darauf folgt der Überblick über die unterschiedlichen Typen von lokal-funktionalem Code-Switching aus dem *interaction-related* Bereich und die zunehmend schwächer lokal-funktionalen Typen aus dem *expression-related* Bereich. Sie werden einzeln beschrieben und mit Beispielen illustriert. Es handelt sich dabei um Code-Switching, das z. T. auch in anderen Sprach- und Teilnehmerkonstellationen verbreitet vorkommt, z. T. eher für das hier diskutierte Datenmaterial charakteristisch ist. Die Komplexität des Phänomens wird besonders deutlich in der darauf folgenden Betrachtung längerer Interaktionsabschnitte. Die Durchsicht des Teilkorpus wird abgeschlossen durch einige Überlegungen zum Verhältnis zwischen dem Einsatz von multiplem Code-Switching und der Bestimmung des *language mode* (Grosjean 2008), in dem sich der Sprecher befindet, und zu den Charakteristika des Phänomens als Stilmittel. Kapitel 9 fasst die

Eigenschaften des multiplen Code-Switching in einer ersten Bilanz zusammen. Dieses erste Bild dient als Ausgangspunkt für die weitere Durchsicht der Daten. Im Blickpunkt stehen nachfolgend die beiden Teilkorpora „Polizeinotruf“ und „Sanitäts-Notruf“. Sie sind in ihrem Umfang viel kleiner als das Korpus „Euro 08“, in ihnen kommt jedoch das Phänomen in der Rede verschiedener Sprecher vor. Die beiden Korpora werden in Kapitel 10 vorgestellt. Auch hier steht am Anfang eine einleitende Einführung in Datenmaterial und Teilnehmerkonstellation (Kap. 10.1.1), gefolgt von der Analyse der einzelnen Gespräche, in denen das Phänomen vorkommt (Kap. 10.1.2 zum „Polizeinotruf“ und 10.4 zum „Sanitäts-Notruf“). Das Vorkommen des Phänomens wird in Zusammenhang mit dem Interaktionsverlauf betrachtet. Dabei werden die kommunikative Funktionalität des Code-Switching und die Besonderheiten der strukturellen Ausprägung der Redeform diskutiert. Die Analyse des Datenmaterials deckt viele Übereinstimmungen mit den Daten des Teilkorpus „Euro 08“ auf, aber auch einige Eigenheiten dieser zwei Teilkorpora. In einer zweiten Bilanz werden Übereinstimmungen und Abweichungen zusammenfassend aufgezeigt. Dazwischen rücken in Kapitel 10.2 und 10.3 als kleine Exkurse zwei besondere Formen in den Blickpunkt: *ischt* und *aso*. Das in dieser Arbeit gewählte theoretische Paradigma erweist sich als nützlich, um den Status derartiger Formen, ihre aussergewöhnliche Stellung zwischen Dialekt und Standard und ihren spezifischen stilistischen Wert zu diskutieren. In einer zweiten Bilanz wird in Kapitel 11 das bisher gewonnene Bild ergänzt und abgerundet. Als letztes Beispiel für das Vorkommen des Phänomens dient in Kapitel 12 eine Fernsehsendung der Reihe „Club“. Kapitel 13 beendet die Analyse durch einige abschliessende Beobachtungen. Nebst der Überschau seiner Charakteristika, die in den verschiedenen Teilkorpora zutage traten, wird auch das Verhältnis zwischen dem multiplen Code-Switching und dem Spannungsfeld ‚personelle Zugehörigkeit vs. sprachliche Nicht-Zugehörigkeit‘ beleuchtet. Zuletzt wird das multiple Code-Switching als Teil einer sprachlichen Strategie eingeordnet, bei der ähnliche kommunikative Zwecke zu einer ähnlichen Wahl der sprachlichen Mittel führen, woraus sich die Ausprägung des Phänomens ergibt.

Teil III betrachtet die kommunikative Bedeutung des untersuchten Phänomens aus der Makroperspektive. Alle Kontexte, aus denen das Datenmaterial stammt, verweisen auf die Problematik der kulturellen Hybridität. Diese wird zunächst anhand einiger theoretischer Diskussionslinien skizziert. Darauf wird das Phänomen als „Ausdrucksform des Umgangs mit kultureller Hybridität“ innerhalb einer entsprechenden Modellierung eingeordnet.

In einem kurzen Schlusswort wird das Vorkommen des Phänomens im Kontext der aktuellen Deutschschweizer Diglossie betrachtet. Die Frage danach, ob das Vorkommen derartiger abweichender Sprachformen zu einer Neuinterpretation der sprachlichen Situation der Deutschschweiz führen müsste, wird darin negativ beantwortet. Denn – wie es sich gezeigt hat – das Phänomen bezieht seine Auffälligkeit vornehmlich aus der Abweichung vom gewohnten Sprachgebrauch. Eine Sprachform, die multiples Code-Switching enthält, kann ihre kommunikative und stilistische Wirkkraft denn auch nur dann entfalten, wenn das diglossische Spracharrangement seine Festigkeit behält.



# I

## Theoretischer Hintergrund und Eckdaten der Untersuchung



# 1 Die Sprachsituation in der deutschsprachigen Schweiz

Die deutschsprachige Schweiz stellt eine spezifische sprachsoziale Landschaft dar. Charakteristisch für sie ist das Zusammenleben zweier Varietäten, die sich nach bestimmten Sprachgebrauchsregeln verteilen. Diese Sprachsituation bildet den Hintergrund für das Vorkommen des in der hier vorgestellten Arbeit untersuchten Sprachkontaktphänomens, vor diesem Hintergrund erhält dieses seine besondere kommunikative Wirkkraft. Einleitend sollen diejenigen Aspekte diskutiert werden, aus denen sich die Auffälligkeit und die Bedeutung des Phänomens ableitet.

Die Deutschschweizer Sprachsituation wird allgemein mit dem Begriff *Diglossie* bezeichnet. Die Basis für ihre Beschreibung legt Ferguson (1959), er definiert die Diglossie als eine:

relatively stable language situation in which, in addition to the primary dialects of the language (which may include a standard or regional standards), there is a very divergent, highly codified (often grammatically more complex) superposed variety, the vehicle of a large and respected body of written literature, either of an earlier period or in another speech community, which is learned largely by formal education and is used for most written and formal spoken purposes but is not used by any sector of the community for ordinary conversation. (Ferguson 1959, S. 336)

Den beiden Varietäten kommen dabei jeweils die Rollen einer High- (Standardsprache) und einer Low-Variety (Dialekt) zu.<sup>1</sup> Die typischen Charakteristika der Diglossie beschreibt Ferguson anhand einer Reihe von Variablen wie *Funktion, Prestige, literarische Tradition, Spracherwerb, Standardisierung, Stabilität, Grammatik, Lexikon* und *Phonologie*. Dabei stützt er sich auf die Betrachtung vierer exemplarischer Sprachgemeinschaften: der griechischen, der arabischen, der haitianisch-creolischen und derjenigen der deutschsprachigen Schweiz. Fergusons Diglossie-Konzept ist in der Soziolinguistik viel diskutiert und verschiedentlich umgedeutet worden, Parallelen und Unterschiede zu anderen sprachsozialen Arrangements wie der gesellschaftlichen Mehrsprachigkeit oder der innersprachlichen Registervariation wurden herausgestrichen oder in neue Konzepte miteinbezogen (besondere Beachtung fand z. B. Fishmans (1967) Vorschlag einer Neu-Kategorisierung von Bilingualismus und Diglossie). Die Beschreibung der Diglossie, wie sie Ferguson vorschlägt, hat auch im Zusammenhang mit der deutschsprachigen Schweiz in einigen Punkten Diskussionen und Kritik ausgelöst. An dieser Stelle soll jedoch nur auf diejenigen Aspekte eingegangen werden,

<sup>1</sup> Die Unterscheidung zwischen einer High- und einer Low-Variety hat im Deutschschweizer Kontext Kritik ausgelöst, denn sie suggeriert eine Prestigezuschreibung, die den Deutschschweizer Verhältnissen nicht entspricht. Darauf wird hier nicht eingegangen, zur Problematik sei auf die w. u. angeführte Literatur zum Thema verwiesen.

die unbestritten als die Grundcharakteristika der Diglossie gelten können. Dies sind a) die Verteilung der daran beteiligten Varietäten aufgrund funktionaler und nicht sozialer Kriterien und b) die getrennte Verwendung der Varietäten (für ausführliche Gesamtdarstellungen sowie für die Diskussionen einzelner Fragen und Probleme s. Schuppenhauer/Werlen 1983; Schläpfer 1994; Ammon 1995; Siebenhaar/Wyler 1997; Werlen 1998; Haas 2000, 2004; Rash 2002; Ammon et al. 2004; Berthele 2004; Petkova 2012a).

Die Entscheidung darüber, ob Dialekt oder Standardsprache<sup>2</sup> gesprochen wird, hängt in der Deutschschweiz nicht von der Zugehörigkeit zu einer bestimmten sozialen Schicht ab, sondern wird von der Situation bestimmt. Der Dialekt ist die unmarkierte Varietät der Mündlichkeit und wird von allen Mitgliedern der Sprachgemeinschaft<sup>3</sup> beherrscht und benutzt. Es handelt sich dabei zudem um einen „Ausbaudialekt“ (Kloss 1976): In Bezug auf Ausdrucksmöglichkeiten und Themenvielfalt bestehen keine Einschränkungen, in Dialekt kann auch über komplexe Themen und über Fachfragen diskutiert werden.

Die Verteilungskontexte von Dialekt und Standardsprache im Deutschschweizer Sprachgebrauch haben Anlass zu vielen Diskussionen gegeben, denn hier sind Abweichungen von der Beschreibung Fergusons festzustellen. Vorschläge für eine exaktere Erfassung der Sprachsituation haben immer wieder zu Präzisierungen und Ergänzungen der Begrifflichkeiten geführt. „Mediale Diglossie“ (Kolde 1981), „funktionale Diglossie“ (Rash 2002), „ausgebaute Diglossie“ (Haas 2004), „konzeptionelle Diglossie“ (Christen 2004) sind einige Stichwörter hierzu. Nicht zuletzt auch aufgrund der gesellschaftlichen und medialen Veränderungen in den letzten Jahrzehnten sind bei den Verteilungskontexten der Varietäten verschiedene Verschiebungen, Überlappungen und Umdeutungsprozesse im Gange. So kann – abweichend von der lange als stimmig betrachteten Auffassung von einer Verteilung zwischen den Medien der Schriftlichkeit und der Mündlichkeit – festgestellt werden, dass beide Varietäten vermehrt in Bereiche eindringen, die vormals der jeweils anderen Varietät vorbehalten blieben. Dadurch haben sich Einsatzbereiche etabliert, in denen geschriebener Dialekt (z.B. in informellen schriftlichen Kontexten) und gesprochene Standardsprache (z.B. im Umgang mit der wachsenden allochthonen Bevölkerung) ein neuer Bestandteil des diglossischen Alltags der Sprachgemeinschaft bilden. Einige Grundmuster der Varietätendistribution bleiben dennoch unangezweifelt. So bestand nie Anlass, die Stellung des Dialekts als die Varietät der Mündlichkeit unter Autoch-

<sup>2</sup> *Dialekt* wird hier als Sammelbegriff für die verschiedenen Deutschschweizer Dialekte verwendet im Hinblick auf die Gegenüberstellung von Dialekt und Standardsprache als die beiden am diglossischen Sprachleben beteiligten Varietäten. Auf die Problematik des Begriffs *Standardsprache* im Spannungsfeld zwischen Norm und tatsächlichem Sprachgebrauch wird hier nicht näher eingegangen (hierzu s. z. B. Löffler 2005). Ebenfalls soll das Problemfeld der Plurizentrik des Deutschen nur erwähnt werden mit dem Hinweis, dass der Begriff *Standardsprache* im hier diskutierten Kontext jeweils die Schweizer Variante der Standardsprache bezeichnet (für eine ausführliche Diskussion zur Plurizentrik s. z. B. Ammon 1995; Schmidlin 2011). Wenn in dieser Arbeit die deutsche oder die österreichische Variante der Standardsprache gemeint sind, wird dies explizit angegeben.

<sup>3</sup> Als „speech community“ bezeichnet Ferguson (1959) die soziale Gruppe, die eine diglossische Gemeinschaft bildet.

thonen<sup>4</sup> infrage zu stellen. Es ist z. B. undenkbar, dass zwei Autochthone, sei es aufgrund unterschiedlicher arealer Herkunft oder bei auftretenden Verständigungsschwierigkeiten, im Gespräch miteinander zur Standardsprache wechseln. Grund dafür ist der Status des Dialekts als Varietät der Deutschschweizer In-Group mit nicht zuletzt auch identitätsstiftender Funktion (hierzu z. B. Ammon 1995, S. 295). Werlen (1998) und Christen (2008) sprechen in diesem Zusammenhang von einem „Willen zum Dialekt“. Ebenso darf die Standardsprache ohne Frage als die Varietät der formellen Schriftlichkeit und der Sachliteratur betrachtet werden. Die funktionale Verteilung von Dialekt und Standardsprache wird in der Deutschschweiz durch eine soziale *Sprachgebrauchskonvention* vorgegeben. Diese sorgt dafür – ähnlich wie die *Aussprachekonvention* (Hove 2002) –, dass alle Mitglieder der Sprachgemeinschaft die ‚Regeln‘ der angemessenen Sprachwahl und Sprachverwendung kennen und sich übereinstimmend daran halten. Gleichzeitig scheint aber die Sprachgebrauchskonvention flexibel genug zu sein, um sich mit den gesellschaftlichen Veränderungen wandeln und Anpassungen erfahren zu können.

Das andere zentrale Charakteristikum der Diglossie ist der getrennte Einsatz der Varietäten. Forscherstimmen bestätigen dies auch für den Deutschschweizer Kontext übereinstimmend durch die Jahrzehnte. Schuppenhauer/Werlen (1983, S. 1442) sprechen von einer „scharfe[n] Trennung zwischen dem Schweizerhochdeutschen (Standard) und den schweizerdeutschen Dialekten“. In seiner ausführlichen Darstellung des Deutschschweizer Sprachsituation zählt Ammon (1995, S. 286) „das penible strukturelle Auseinanderhalten von Dialekt und Standardvarietät“ und „die ziemlich konsequente funktionale Trennung von Dialekt und Standardvarietät nach ihrem Gebrauch in den Domänen“ zu den wichtigsten Eigenschaften der Deutschschweizer Sprachsituation. Für Siebenhaar/Wyler (1997, S. 10) sind Dialekt und Standard „immer deutlich voneinander unterschieden“. Schmidlin (1999, S. 52) hält fest: „In der Deutschschweiz werden Dialekt und Standard funktional konsequent getrennt“. Haas (2004, S. 102) weist auf die Existenz von „bilingualen Formulierungsnormen“, die „auf die Form der Varietäten zurück[wirken] und helfen, sie linguistisch getrennt zu halten“. Und auch das „Variantenwörterbuch des Deutschen“ (Ammon et al. 2004, S. XLII) schreibt bezogen auf die Deutschschweiz: „Dialekt und Standardsprache sind strukturell und psychologisch klar getrennt“ und „Dialekt und Standardsprache haben verschiedene, deutlich getrennte Funktionen“.

Die konsequente Trennung der Varietäten gründet auf historischen Entwicklungen, die zur Aufwertung des Dialekts geführt haben (Schläpfer 1994, Kap. 2; Ammon 1995, S. 235 f.; Haas 2000, S. 83 f.; Hove 2002, S. 32; Schmidlin 2011, S. 126). Einerseits befürchtete man in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts den Untergang der Mundarten und sah in der strikten Trennung der beiden Sprachformen den einzigen Weg zur Erhaltung des Dialekts. Aufgrund

<sup>4</sup> Der Begriff Autochthon wird in dieser Arbeit durch die L1-Kompetenz in einem Deutschschweizer Dialekt definiert und durch die Zugehörigkeit zur – in diesem Sinne autochthonen – Deutschschweizer Sprachgemeinschaft. Allochthon sind demnach alle Sprecherinnen und Sprecher, die keinen Schweizer Dialekt als L1 haben, eingeschlossen Deutsche und Österreicher.

der politischen Ereignisse in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts verfestigte sich die Stellung des Dialekts weiter. Die nationalsozialistische Machtergreifung in Deutschland führte zur Angst von einer Übernahme und rief als Reaktion die „geistige Landesverteidigung“ hervor. Dies begründete die identitätsstiftende Rolle des Dialekts nicht zuletzt im Sinne einer Abgrenzung gegenüber dem faschistisch regierten Nachbarland und als Symbol der Deutschschweizer Eigenart. 1938 wurde der „Bund Schwyzertütsch“ gegründet. Im November 1963 wurden anlässlich seines 25-jährigen Bestehens einige Gedanken zur Rolle von Dialekt und Standardsprache in der Deutschschweiz formuliert, die einer kurzen Betrachtung wert sind:

Unsere Haltung

Mundart und Schriftsprache – dieser Gegensatz ist für die deutschsprachig Schweiz Erbe, Vorteil, Verpflichtung:

*Erbe*, seitdem sich seit dem 16. Jahrhundert die neuhochdeutsche Sprache Luthers als Schriftsprache über die verschiedenartigen alemannischen Mundarten geschoben hat;

*Vorteil*, weil jeder Deutschschweizer einerseits durch das Schriftdeutsche mit der weiten Welt verbunden ist und an einer reichen Literatur Anteil hat, andererseits durch eine Mundart in einer Heimat verwurzelt ist;

*Verpflichtung*, beiden Formen der deutschen Sprache ihren gerechten und gemässen Anteil zu sichern, insbesondere die Mundarten in ihrer Vielfalt und Lebenskraft zu erhalten, zu pflegen, zu fordern.

(Mundartpflege. 25 Jahre Bund Schwyzertütsch. Sonderdruck „Heimatschutz“, 58. Jahrgang, Nr. 3, November 1963. S. 2., zit. nach Schläpfer 1994, S. 19)

Natürlich fasst dieser Auszug eine „Haltung“ zusammen, die weniger stark auf den Dialekt fokussiert ist, als dies vermutlich bei der Gründung des „Bundes Schwyzertütsch“ der Fall war. Hier wird vielmehr eine Konzeptualisierung der Diglossie skizziert, wie sie ansonsten erst durch die Umsetzung im sprachlichen Leben der Sprachgemeinschaft sichtbar wird. Beide Sprachformen werden als zwei sich ergänzende Teile des Spracharrangements einander gegenübergestellt. Und wenn nebst der Auflistung der verschiedenen Vorzüge dieses sprachlichen Arrangements das Verhältnis zwischen „Mundart und Schriftsprache“ als ein „Gegensatz“ bezeichnet wird, so reflektiert dies die Vorstellung einer klaren Trennlinie zwischen den beiden Varietäten. Daneben wird deutlich, wie jeder Varietät eine unterschiedliche soziale Funktion zugeschrieben wird, was wiederum die Voraussetzungen für ihre funktional unterschiedliche Verteilung schafft.

In seinem Überblick über die Sprachsituation der deutschsprachigen Schweiz fasst Haas rückblickend den Nutzen einer Trennung der Varietäten folgendermassen zusammen:

Die Trennung von Mundart und Schriftsprache [...] erlaubte es, das Dilemma zwischen nationalpolitischer und gefühlsmässiger Mundartbejahung einerseits und der Notwendigkeit einer internationalen Kultur- und Handelssprache andererseits zu überwinden und eine eigenständige deutschschweizerische Sprachkultur zu begründen. (Haas 2000, S. 84)

Die getrennte Verwendung der Varietäten ist also ein wichtiger Aspekt des Deutschschweizer Sprachlebens. Wie bereits die obigen Zitate angedeutet haben, handelt es sich bei der strikten Trennung von Dialekt und Standard jedoch nicht

zuletzt auch um eine ideologisch geprägte Konzeptualisierung der sprachlichen Verhältnisse durch die Sprachgemeinschaft (hierzu auch Haas 2004, S. 102).

Empirische Studien belegen den getrennten Einsatz der beiden Varietäten.<sup>5</sup> Die Ergebnisse zweier Untersuchungen sollen dies exemplarisch illustrieren. Beide Studien haben explizit Konstellationen in den Blick genommen, in denen u. a. mit Abweichungen vom unmarkierten Sprachgebrauch gerechnet werden konnte. In einem der wenigen gross angelegten Forschungsprojekte zur Verwendung der Standardsprache in der Deutschschweiz, dem Projekt „Gesprochene Sprache im Deutschschweizer Alltag“ an der Universität Freiburg (CH), wurde anhand eines Korpus von rund 6000 Telefongesprächen die Sprachverwendung beim Polizeinotruf untersucht.<sup>6</sup> Im Zentrum steht v. a. der Sprachgebrauch der Dienst leistenden Polizistinnen und Polizisten, die Sprachverwendung der anrufenden Personen fliesst jedoch direkt oder indirekt ebenfalls in die Resultate der Studie ein. Der Umstand, dass sich unter den Anrufenden nicht nur Autochthone sondern auch nicht wenige Allochthone finden, ermöglicht es, auch die adressatenbezogene Code-Wahl in den Blick zu nehmen. Die Ergebnisse der Untersuchung belegen den getrennten Einsatz der Varietäten in der Deutschschweiz. So halten sich die Sprecherinnen und Sprecher in 87,6 % der Gespräche unter Autochthonen im Korpus ausschliesslich an den Dialekt. In den restlichen 12,4 % tritt die Standardsprache höchstens als konversationelles Code-Switching in Form einzelner Insertionen (kleiner Einwüfe) auf. Die Art, wie die Standardsprache dabei eingesetzt wird, gibt weiteren Aufschluss. Sie erscheint besonders häufig im Zusammenhang mit schriftlichen Informationen (beim Diktieren, Vorlesen oder Aufschreiben). Als Fazit der Untersuchung kann festgehalten werden, dass die Standardsprache unter Autochthonen – trotz des nicht seltenen Code-Switching – weiterhin als „die primäre Varietät der Schriftlichkeit“ gelten kann (Christen et al. 2010, S. 97f.). Mit allochthonen Gesprächspartnern kommen grundsätzlich beide Varietäten als mögliche Wahl infrage, wobei für die Standardsprache gilt, dass sie aufgrund ihrer im gesteuerten Spracherwerb bevorzugten Stellung häufig als die „höfliche“ Code-Wahl gilt. In den Korpusdaten zeigt sich aber, dass viele autochthone Immigrant/innen (meist ungesteuert) Dialektkenntnisse erwerben oder auch eine Mischung der beiden Varietäten sprechen. Hinzu kommt, dass sie mit ihren alltäglichen Erfahrungen in der Deutschschweiz das soziokulturelle Wissen erwerben, wonach die Formwahl mit Fragen der Zugehörigkeit und der Akzeptanz verbunden ist und der Dialekt den Code der In-Group darstellt. Zusammenfassend stellen Christen et al. fest:

Wenn das Gegenüber sich jedoch als allochthon ausweist, verlieren die Prinzipien der Deutschschweizer „speech community“ auf den ersten Blick an Gültigkeit, und die Standardsprache kann in unterschiedlichem Ausmass den Dialekt ersetzen. Genau besehen wirken die diglossischen Regeln allerdings auch hier, insofern als die beiden wichtigsten Steuerungsfaktoren der adressateninduzierten Sprachformenwahl – formale Ausprägung der Varietät und Zugehörigkeit zur deutschschweizerischen Lebens-

<sup>5</sup> Es muss jedoch angemerkt werden, dass sich aufgrund der fehlenden Indikation keine Studie unmittelbar dieser Frage gewidmet hat. Wie sich die strukturellen Verhältnisse gestalten, wird w. u. diskutiert.

<sup>6</sup> Die Ergebnisse der Studie sind nachzulesen in Christen et al. (2010).

welt – ja als Mass für die Nähe oder Distanz zur „speech community“ betrachtet werden können. Und dieses Mass lenkt die Polizistinnen und Polizisten in ihrer Wahl von Dialekt und/oder Standardsprache. (Christen et al. 2010, S. 229)

Die Analyse der strukturellen Ausprägung der verwendeten Sprachformen bestätigt weiter die dem diglossischen Spracharrangement entsprechende Trennung der Varietäten:

Für die These, dass die Deutschschweizerinnen und Deutschschweizer die beiden Varietäten strukturell getrennt halten, spricht der Umstand, dass die systemischen Differenzen zur Standardsprache respektiert und nur in äusserst seltenen Fällen verletzt werden. (Christen et al. 2010, S. 222)

Siebenhaar (2005) nimmt die Verwendung von Dialekt und Standardsprache durch die Deutschschweizer/innen in einem ganz anderen Kontext in den Blick. Sein Untersuchungsgegenstand ist der Sprachgebrauch in Chaträumen. Es handelt sich also um eine spezifische sprachliche Konstellation, die einen Schnittpunkt zwischen dem Medium der Schriftlichkeit und einer Situation der Nähe bildet. Dadurch sind Abweichungen in der Sprachwahl zu erwarten, denn die Standardsprache als angestammte Varietät der Schriftlichkeit innerhalb der „medialen Diglossie“ steht hier in Konkurrenz mit dem Dialekt als „Varietät der Nähe“ (Haas 2004). Anhand umfangreichen Datenmaterials (es wurden 377.997 Beiträge ausgewertet) und mithilfe sowohl quantitativer als auch qualitativer Verfahren wird die Code-Wahl in einer Reihe von Chat-Kanälen untersucht. Die Konkurrenz der beiden Varietäten beeinflusst tatsächlich die Code-Wahl. Doch obwohl in den Daten vielfältiges Code-Switching auftritt und nebst „Mundartverwender und Standardsprachverwender“ (Siebenhaar 2005, S. 48) die Hälfte der Teilnehmenden beide Varietäten einsetzt, werden die Varietäten nicht einfach miteinander vermischt sondern verteilen sich je nach Thema und je nach Vorliebe des Themeninitiators. Trotz der spezifischen Konstellation hält auch Siebenhaar in seinem Fazit fest: „Die Diglossiesituation der Deutschschweiz prägt die Verteilung der Sprachvarietäten im Chat“ und „Die ChatterInnen halten die beiden Codes also in den meisten Fällen deutlich getrennt“ (ebd., S. 49f.).<sup>7</sup>

Der getrennte Einsatz von Dialekt und Standardsprache als eines der Grundcharakteristika der Deutschschweizer Diglossie bildet den Hintergrund, vor dem sich das Auftreten des in dieser Arbeit untersuchten Phänomens abhebt. Denn dieses fordert die diglossische Trennung der Varietäten heraus. In welcher Form dies geschieht und wie weit diese Herausforderung reicht, wird die Durchsicht des Datenmaterials zeigen.

<sup>7</sup> Die getrennte Verwendung von Standard und Dialekt belegen auch weitere Studien, die sich dem Sprachgebrauch in Chat-Räumen widmen. So schreibt Christen (2004, S. 75): „Dass Dialekt und Standardsprache in einem Schreibzug gemischt würden, kommt äusserst selten vor [...], d.h. die ChatterInnen durchbrechen die diglossische Sprachformtrennung kaum.“ Und auch Wyss/Ziegler (2008, S. 148) halten im Rahmen ihrer Untersuchung von „Zettelnachrichten“ fest: „Code-Switching auf der intra- und intersententiellen Ebene ist [...] nur in Ausnahmefällen oder im Bereich der Ritualia zu beobachten.“

## 2 Zur Unterscheidung von Dialekt und Standardsprache im Deutschschweizer Kontext

### 2.1 Zur Problematik der Unterscheidung von Dialekt und Standardsprache

„A notoriously difficult problem in the study of language contact [...] is determining the properties of the languages in contact“ schreibt Pieter Muysken in seiner Monographie „Bilingual Speech“ (Muysken 2000, S. 142). Bereits Gumperz (1982, S. 84) weist auf solche Schwierigkeiten hin: „Once a passage has been identified as involving switching, there remains the problem of determining the boundaries of switched passages, or of chunking the stream of talk in such a way as to assign constituent elements to one or another code.“ Dieses Problem ist im Vordergrund dieser Untersuchung von besonderer Brisanz. Denn die Feststellung, dass der Dialekt und die Standardsprache in der Deutschschweizer Diglossie funktional und strukturell getrennt voneinander eingesetzt werden, impliziert die Annahme, dass beide Varietäten überhaupt getrennt bzw. auseinander gehalten werden können. Es bereitet in der Tat keine Schwierigkeiten zu bestimmen, sowohl in welchen Kontexten welche Varietät zum Einsatz kommt, wie auch – aus der Produzenten- und Rezipientenperspektive im jeweiligen Kontext – welche Varietät zu einem bestimmten Zeitpunkt gesprochen wird (hierzu Hove 2008, S. 63). Die Kriterien, nach denen diese Unterscheidung vollzogen wird, sind jedoch zu einem nicht geringen Teil pragmatischer Natur. Wenn es darum geht, die einzelnen Elemente einer Äußerung oder eines geschriebenen Satzes mit Eindeutigkeit der einen oder der anderen Varietät zuzuweisen, ergeben sich Schwierigkeiten. Dies liegt einerseits daran, dass beide Varietäten eine nicht geringe Anzahl isomorpher Elemente miteinander teilen, ein Umstand, der durch ihre strukturelle Nähe bedingt ist. Andererseits beeinflussen im diglossischen Sprachleben stets beide Varietäten einander. Aus diesen Gründen verbleibt bei näherer Betrachtung eine Reihe von Elementen in einer Zwischenposition. Dies führt z.B. dazu, dass in der wissenschaftlichen Diskussion keine Einheitlichkeit in Bezug auf die Kriterien herrscht, nach denen einzelne Lexeme bereits als integrierter Bestandteil der schweizerischen Standardsprache oder noch als dialektale Entlehnung betrachtet werden müssen.<sup>8</sup> Vielmehr sind sich die Wissenschaftler darüber einig, dass „der Entscheid darüber, was nun legitimes Schweizerhochdeutsch sei, sehr häufig eine Ermessensfrage ist“ (Bigler et al. 1987, S. X) bzw. dass sich wissenschaftlich „die Grenze zwischen Mundart,

<sup>8</sup> Die Diskussion rund um die Abgrenzungskriterien zwischen Dialekt und Standard wird meist aus der Sicht der Standardsprache geführt und im Hinblick auf die Kodifizierung ihrer Schweizer Variante. Der Eintritt von standardsprachlichen Formen in den Dialekt wird meist innerhalb der Diskussion rund um das Ideal eines „reinen Dialekts“ behandelt (z. B. in Haas 1992; Werlen 1998; Christen 2004).

Umgangssprache und Schweizerhochdeutsch im Bereich des Wortschatzes kaum eindeutig ziehen“ lässt (Schläpfer 1979, zit. nach Lingg 2006, S. 28).<sup>9</sup> Das „Variantenwörterbuch des Deutschen“ stellt ein Viertel Jahrhundert später fest: „Eindeutige Kriterien dafür, welche Wörter ausschließlich dem Dialekt zuzurechnen oder allenfalls Grenzfälle des Standards sind, fehlen bislang“ (Ammon et al. 2004, S. XLI). Eine Reihe von Aufsätzen im Sammelband „Schweizer Standarddeutsch“ widmet sich der Frage nach den Grenzen zwischen Standardsprache und Dialekt. „Was oder wer den Standard eigentlich definiert, wieviel Variabilität darin erlaubt ist und was demgegenüber in den Bereich des Dialektalen, nicht Hochsprachlichen, fällt, ist nicht leicht zu beantworten“ schreiben in diesem Zusammenhang Di Paolo/Glaser (2006, S. 12). Dieser Feststellung schliessen sich auch Baigger und Sutter an und zitieren u. a. auch Harald Burger, der im Zusammenhang mit der Abgrenzung der standardsprachlichen Helvetismen von den Mundartelementen von einer „breiten Unsicherheitszone“ spricht (Baigger/Sutter 2006, S. 62). Läubli führt aus:

In einem sich dauernd verändernden Wortschatz müssen die Grenzen des Standards immer wieder neu festgelegt werden. Doch welches sind die Kriterien für die Standardzugehörigkeit eines Wortes? Ist es seine Verwendungshäufigkeit? Und wer muss ein Wort wie oft verwenden, damit dies ein relevanter Faktor ist? (Läubli 2006, S. 115f.).

In seiner Darstellung „Die deutsche Sprache in Deutschland, Österreich und der Schweiz“ kreist Ammon die Problematik etwas enger ein. Er spricht von „Divergenzen im einzelnen“, wenn es um den standardsprachlichen Status von Helvetismen geht, und stellt fest:

So stufen manche Sprachwissenschaftler, gerade auch Schweizer, Wörter mit dialektalen Bestandteilen (Morphemen) grundsätzlich als Nonstandard ein, abgesehen von einzelnen Sonderfällen. Meyer (1989) und auch der Rechtschreibe-Duden (1991) sind in dieser Hinsicht großzügiger. Dort finden sich vor allem eine Reihe von Bildungen mit der alemannischen Diminutivendung *-li*. (Ammon 1995, S. 259)

Die „Großzügigkeit“ der Wörterbücher, zu der sich übrigens auch das „Variantenwörterbuch des Deutschen“ (VWB) bekennt, steht häufig in Kontrast zum Empfinden nicht nur „mancher Schweizer Sprachwissenschaftler“, sondern auch – und in viel stärkerem Grade – vieler Sprecherinnen und Sprecher. In der Einleitung zum Wörterbuch „Unser Wortschatz“ kritisiert Bigler, dass die meisten neueren deutschen Wörterbücher „mundartliches Wortgut in einem Mass aufnehmen, das sogar dem Deutschschweizer selbst zu weit geht“ (Bigler et al. 1987, S. X). Doch kann die Laienwahrnehmung als ein hinreichendes Kriterium gelten, insbesondere wenn berücksichtigt wird, dass gerade Deutschschweizerinnen und Deutschschweizer häufig ein zu wenig entwickeltes Bewusstsein für die Eigenständigkeit und Gleichwertigkeit ihrer Standardsprache zeigen (hierzu Schmidlin 2011; Scharloth 2006)?

Die Problematik der Zuweisung der einzelnen sprachlichen Elemente zur einen oder zur anderen Varietät ist für die Analyse des Datenmaterials in dieser

<sup>9</sup> Das Aufscheinen einer Kategorie wie „Umgangssprache“ in Abgrenzung zu „Mundart“ und „Standardsprache“ in diesem Zitat illustriert zusätzlich die Unsicherheit bei der Kategorisierung.

Arbeit von grosser Relevanz. Davon hängt ab, inwiefern es möglich sein wird, gegebenenfalls die Anteile der Varietäten auszuwerten und die genaue Struktur ihrer möglichen ‚Durchmischung‘ zu untersuchen. Wo liegen nun die Grenzen des Bestimmbaren und welche Kriterien können aufgestellt werden, um der Verteilung der Varietäten in den Daten dieser Untersuchung nachzugehen?

Betrachten wir kurz die verschiedenen Aspekte der Problematik. Eine Zuweisung der einzelnen Elemente zur einen oder zur anderen Varietät kann auf verschiedenen Ebenen des Sprachsystems vorgenommen werden, wobei die einzelnen Ebenen natürlich nur schwer voneinander zu trennen sind. So können vor allem auf der lautlichen und morphologischen Ebene gewisse Varianten als dialektal oder standardsprachlich betrachtet und ihr Auftreten als Indikator der Zugehörigkeit zur jeweiligen Varietät gedeutet werden. Die Funktionsweise einer solchen Zuweisung beschreibt Hove (2008), sie wird weiter unten ausführlicher diskutiert. Wenn es darum geht, den Status mancher Lexeme als Dialektwörter oder als Helvetismen zu bestimmen, ergeben sich dennoch häufig Schwierigkeiten.

Als Helvetismen werden spezifisch schweizerische Lexeme bezeichnet, die eine „nationale Variante der Schweiz“ (Ammon 1995, S. 99) darstellen, oder gemäss Haas „sprachliche Erscheinungen, die nur in standardsprachlichen Texten schweizerischer Herkunft verwendet werden, in unserer Standardsprache aber durchaus üblich sind“ (Haas 2000, S. 99). Grundsätzlich müssen die Helvetismen in zwei Richtungen abgegrenzt werden: Einerseits die Schweizer Varianten von den Varianten der anderen nationalen Varietäten oder der gesamtdeutschen Varianten, andererseits das dialektale vom standardsprachlichen Sprachgut (Ammon 1995, Kap. 4).<sup>10</sup> Haas (2000, S. 100f.) unterscheidet zw. *lexikalischen Helvetismen* („die ausschliesslich in der Schweiz vorkommen“) und *semantischen Helvetismen* („die ihrer Form nach gesamtdeutsch sind, die aber in der Schweiz eine abweichende Bedeutung haben“) auf der einen Seite und „*absoluten Helvetismen*“ („semantische Helvetismen, die ausschliesslich in Schweizer Texten auftauchen“) und *Frequenzhelvetismen* („sprachliche Elemente, die zwar an sich gesamtdeutsch sind, in schweizerischen Texten jedoch besonders häufig vorkommen“) auf der anderen Seite. In unserem Zusammenhang interessant ist v.a. die Abgrenzung der *lexikalischen* und der *absoluten* Helvetismen gegenüber dem Dialekt, einer der Hauptquellen für Helvetismen (Haas 2000, S. 102,

<sup>10</sup> Zu diesem Zweck sind verschiedene terminologische Kategorien eingeführt worden, so unterscheidet z.B. Ammon zwischen 1) *kodifizierten* und *nicht kodifizierten* Varianten, 2) nationalen Varianten *nur nach Geltung* vs. solchen *nach Geltung und Bekanntheit*, 3) *situationsunabhängigen* (absoluten) vs. *situationsabhängigen* (stilistischen) nationalen Varianten, 4) *austauschbaren* und *nicht austauschbaren* Varianten, 5) Varianten *einer Teilregion* im Gegensatz zu den nationalen Varianten der *Gesamtregion* des jeweiligen Zentrums, 6) *spezifischen* und *unspezifischen* Varianten, und 7) *sehr unspezifischen* vs. ‚einfach‘ *unspezifischen* nationalen Varianten (Ammon 1995, S. 103–109). Zur „Autonomie“ einer nationalen Variante tragen danach eher die *kodifizierten* Varianten, die Varianten *nach Geltung und Bekanntheit*, die *situationsunabhängigen* und die *nicht austauschbaren* Varianten, während zur „Spezifik“ die *spezifischen* Varianten beitragen (ebd., S. 113). Diese kurze Auflistung vermittelt einen Eindruck darüber, wie vielfältige Kategorisierungen notwendig sind, um eine Abgrenzung nach allen Richtungen zu gewährleisten.

Läubli 2006, S. 115). Zur Abgrenzung von Standard und Nonstandard schreibt Ammon:<sup>11</sup>

Bei vielen Sprachformen ist die Abgrenzung zwischen Standard und Nonstandard bzw. die Bewertung als standardsprachlich oder nonstandardsprachlich verhältnismäßig unproblematisch, da sich mit ziemlicher Sicherheit einschätzen läßt, daß alle vier Instanzen des sozialen Kraftfeldes einer Standardvarietät [Normautoritäten, Sprachkodex, Modellsprecher/-schreiber, Sprachexperten, M.P.] übereinstimmend urteilen. Freilich ist die Bewertung seitens der Sprachexperten und Normautoritäten zumeist nicht ohne weiteres zu ermitteln und die Durchsicht der Modelltexte mühsam. Außerdem treten bei ernsthaften Klärungsversuchen in dieser Richtung fast immer Abgrenzungsschwierigkeiten hinsichtlich der betreffenden Instanzen selber auf. Aus diesen Gründen muß man sich notgedrungen in vielen Fällen mit den Auskünften aus dem Sprachkodex begnügen. (Ammon 1995, S. 83)

Diese Erläuterungen stimmen überein mit Ammons Definition der Standardsprache (deren Bestandteil die Helvetismen sind):

Eine Standardvarietät im vollen Sinn des Wortes, also abgesehen von Grenzfällen und Übergangsformen, ist „kodifiziert“. Dies bedeutet, dass ihre Formen in einem ‚Sprachkodex‘ niedergeschrieben sind, in Wörterbüchern, Grammatiken und dergleichen. [...] Die Angehörigen der betreffenden Sprachgemeinschaft schauen im Zweifelsfall in diesem Sprachkodex (Rechtschreibwörterbuch und dergleichen) nach, wie die Formen der Standardvarietät ‚richtig‘ lauten oder geschrieben werden. Ausserdem ist eine Standardvarietät in aller Regel in ihrer Sprachgemeinschaft amtlich institutionalisiert. (Ammon 1995, S. 3, auch 2005, S. 32)<sup>12</sup>

Bereits hier stellen sich aber erste Schwierigkeiten ein, da der Schweizer Binnenkodex nicht nur „schmal und lückenhaft“ ist, sondern „sogar weniger Sprachbesonderheiten (Helvetismen) als der in Deutschland hergestellte Außenkodex“ erhält. Gleichzeitig wird der Binnenkodex für das Schweizerhochdeutsche „viel unbefangener als der für das österreichische Standarddeutsch ergänzt durch in Deutschland bzw. in der BRD hergestellte Kodexteile“ wie z. B. den Rechtschreib-Duden, der seit 1892 als verbindliche Norm gilt (Ammon 1995, S. 246). In Bezug auf die Helvetismen bedeutet dies, dass:

zwar der Rechtschreib-Duden in der Schweiz offizielle Geltung hat, jedoch keiner der verschiedenen Teile des Schweizer Binnenkodexes. Insbesondere liegt für die Schweiz kein eigenes amtliches Wörterbuch vor. Dennoch haben die verschiedenen Teile des Schweizer Binnenkodexes faktische Geltung, ohne daß in den meisten Fällen klar wäre, in welchen Domänen und bis welchem Grade. Ähnlich gelten außerdem weitere Teile des Sprachkodexes Deutschlands faktisch, also nicht wie der Rechtschreib-Duden von Amts wegen. Aufgrund dieser Umstände lassen sich schon gewisse Unsicherheiten einer Definition der Helvetismen abschätzen, unter denen auch unser Definitionsversuch leidet. (Ammon 1995, S. 251)

<sup>11</sup> Ammons (1995) Standardwerk zur „Deutschen Sprache in Deutschland, Österreich und der Schweiz“ wird in den weiteren Ausführungen als Referenzpunkt dienen.

<sup>12</sup> Eine ergänzende Definition gibt Löffler: „Standard ist die überregionale, normierte Sprachform, die kodifiziert ist für schriftlichen und teilweise mündlichen Gebrauch, und die auch unterrichtet wird“ (Löffler 2005, S. 18). Auch hier wird die Kodifizierung als wichtigster Aspekt betrachtet.

Zusammengefasst bedeutet dies, dass als Schweizer Standardsprache diejenigen Varianten gelten können, die kodifiziert sind, dass es aber gleichzeitig keine umfassende Kodifizierung gibt, auf die man sich stützen kann. Der von Ammon (ebd., S. 251–253) selbst als „unsicher“ deklarierte Definitionsversuch betrachtet als Helvetismen diejenigen Sprachformen, die sich entweder mit dem Merkmal „schweiz.“ gekennzeichnet im Rechtschreib-Duden finden oder in einem der Bestandteile des Binnenkodex und in weiteren Nachschlagewerken<sup>13</sup> stehen, ohne zusätzlich als Nonstandard – z. B. als „mdal.“ (mundartlich), „scherz.“ (scherzhaft), „fam.“ (familiär) – markiert zu sein. Mit der grossen Anzahl der möglichen Referenzwerke kommt allerdings die Frage auf, wie mit etwaigen Widersprüchen zwischen ihnen umzugehen ist.<sup>14</sup> Eine anschliessende Erweiterung lässt zudem die Möglichkeit der Aufnahme zusätzlicher Formen offen, die aus weiteren Quellen stammen und/oder in anderen, nicht berücksichtigten Kodexteilen des Deutschen als „schweizerisch“ erscheinen. Zu solchen Formen wird präzisiert:

Entnommen ist die betreffende Sprachform jedoch jeweils einer Quelle, die gewöhnlich auch bei einem weiten Begriff von ‚Sprachkodex‘ nicht als Teil eines solchen betrachtet werden (z. B. Zeitungen (Modelltext) oder wissenschaftliche Abhandlung). Es handelt sich also um einen Bestandteil des nichtkodifizierten Standards, dessen Zugehörigkeit zum Schweizerhochdeutschen besonders zweifelhaft erscheint. (Ammon 1995, S. 253)

Doch nicht nur die Unvollständigkeit der Kodifizierung (die in Anbetracht einer sich ständig wandelnden Sprache ohnehin unvermeidlich ist) bereitet Schwierigkeiten. In Bezug auf den Status der Kodizes unterscheidet sich häufig die Sicht der Benutzer, die diese als Normautorität betrachten, von der Sicht der an ihrer Gestaltung beteiligten Instanzen. So führt Ammon in einer späteren Publikation aus:

Sprachkodexe brauchen auch keinen präskriptiven Diskurs zu pflegen; typisch ist heute eher ein deskriptiver Bescheidenheitsgestus. Angeblich beschreiben sie nur den Sprachgebrauch, allerdings – wie es meist heißt – den „üblichen“, „vorherrschenden“ oder ähnlich. (Ammon 2005, S. 35)<sup>15</sup>

Dies ist insofern relevant, als – wie bereits erwähnt – die Aufnahme einzelner Lexeme im Ermessensbereich der Lexikografen liegt und ihre Auffassung von der Funktion des von ihnen betreuten Wörterbuchs die Aufnahmekriterien beeinflussen kann. Ob nun die Vorstellung von einer Sammlung unverbindlicher „Vorschläge“ vorherrscht oder das Bewusstsein, dass für viele Sprachbenutzer gilt: „Sobald ein Wörterbuch existiert, wird es zur gesetzten Wahrheit. Für viele Leute ist es ja so, dass man ein Wort erst brauchen darf, wenn es im Wörterbuch

<sup>13</sup> Es werden vier weitere Nachschlagewerke angegeben, die hier nicht im Detail besprochen werden.

<sup>14</sup> Ammon löst diese Frage, indem er die einzelnen Nachschlagewerke in einer nach Relevanz absteigenden Reihenfolge auflistet. Unsicherheiten werden dadurch aber nicht endgültig aus dem Weg geräumt.

<sup>15</sup> Beispiele für diesen „Bescheidenheitsgestus“ finden sich z. B. in Baigger/Sutter (2006), wo der Vorsitzende des Schweizerischen Dudenausschusses Daniel Weber zitiert wird: „Der Duden ist nur eines von vielen Wörterbüchern. Es ist kein Referenzwerk. Folglich bestimmen diese acht Leute [die Mitglieder des Schweizerischen Dudenausschusses, M. P.] nicht, was Standardsprache ist, sie machen nur Vorschläge“ (ebd., S. 71).